Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 4

Rubrik: Rechtschreibung

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rechtschreibung

Aus der Buchstabengeschichte

In der St.-Galler Stiftsbibliothek liegt ein althochdeutscher Evangelientext, der im 9. Jahrhundert im Kloster Fulda entstanden ist. Darin findet sich (Johannes 1, 3) die Stelle *getan* (geschaffen) *worden*. Sie lautet *vvurdun gitán*. Die missionierenden Mönche, welche die lateinische Heilsbotschaft ihren Landsleuten nahebringen wollten, sahen sich nicht nur vor die Aufgabe des Übersetzens gestellt; sie mußten auch die deutschen Wörter in Buchstabengebilde umsetzen, und das war nicht immer einfach. So gab es etwa für den w-Laut kein lateinisches Schriftzeichen; um ihn festzuhalten, verwendete der Schreiber zwei *v*. Im Englischen wird das *w* bis heute als *double u* bezeichnet. Aus *vv* wurde dann unser *w*.
Schwierigkeiten ergaben sich dann, wenn es galt, lange und kurze Selbstlaute zu unterscheiden. Man behalf sich für eine Weile mit dem Zirkumflex als Dehnungszeichen: *ûzzan* für *außen*. Im *Abrogans*, dem ältesten deutschen Wörterbuch, wird unser Wort *geborgen* noch als *caporgan* geschrieben.
Bei Walther von der Vogelweide (um 1200) heißt der *Schmied* noch *smid*, die *Schlange* noch *slange*. Das germanische *s* muß einen leicht rauschenden Klang gehabt haben und ging vor Konsonanten in *sch* über. Daher sprechen wir, wenn uns *sp* und *st* am Wortanfang vor Augen kommen, *schp* und *scht*.
Eine Lautveränderung, die aus dem östlichen Sprachraum kam, beeinflußte auch das Schriftbild: Aus *guot* wurde *gut*; der Zwielaut in *lieb* wurde zu einem langen *i*, und so konnte das *e* hier als Dehnungszeichen verstanden werden.

Je mehr geschrieben und gelesen wurde, um so stärker wurde das Bedürfnis nach einer geregelten Schreibweise. Zugunsten eines einheitlichen Schriftbildes wurde auf einige phonetische Unterscheidungen verzichtet; daß *Fisch* und *Vogel* nicht mit dem gleichen Buchstaben beginnen, macht manchem Abc-Schützen Mühe. Schon im 17. Jahrhundert hat der elsässische Schriftsteller *Moscherosch* geklagt: «Zwei Dinge im Leben verstehest du nie: die Frau und die deutsche Orthographie!» Er hat aber auch Kritik an seinen Zeitgenossen geübt, an denen, «die die alte Muttersprache mit allerlei fremden Wörtern vermischet, verkehret und zerstöret, so daß sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet».

Paul Stichel

Sprachlogik

Rechen- oder Überlegungsfehler

Die Löhne vor x Jahren seien *«zweimal tiefer»* gewesen – so könnte es zu jedem Zeitpunkt einmal in einer Wirtschaftsnotiz heißen. Diese Aussage ist aus mindestens zwei Blickwinkeln zweifelhaft: Waren die Löhne nämlich vor x Jahren «tiefer», so haben sie heute denn immer noch als «tief» zu gelten. Wie verträgt sich diese Auszeichnung aber mit dem weitherum bekannten Begriff der «Hochlohninsel Schweiz»?
Wer es aber mit mathematischer Genauigkeit in Zahlen auszudrücken gewohnt ist, erhebt hier Einspruch: Die heutige Lohnsumme mal zwei gerech-